Chiromantiſche Phantaſie

von

Ernſt Koſſak.

Mit 24 Holzſchnitten von Theophil Buſch
und Rudolph Genée.

Berlin, 1848.

G. Behr's Buchhandlung,

Oberwallſtr. 12. 13.

Köln Univ.-Bibl.
Berlin

Chiromantiſche Phantaſie.

Die Blume zu beobachten, muß man mit der Knospe beginnen; um von der Hand zu ſprechen, muß man zuerſt von der Fauſt geredet haben. Dieſe war vor jener da, denn Adam, den der Herr aus einem Erdklos ſchuf und ihm einen lebendigen Odem einblies, gelangte offenbar in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, mit geballten Fäuſten auf die Welt. Als nun aber der neugeborene Jüngling in dem wallenden Gelocke ſeines Hauptes, jene harmloſen Pilger entdeckte, welche der Herr in ſeiner Güte beſtimmt hatte, von menſchlichem Ueberfluß genährt zu werden, verſuchte der eben Geſchaffene in der erſten Widerſetzlichkeit gegen ſeinen Schöpfer, ihren leiſen Hin- und Herwandel durch Kratzen zu unterbrechen. Es war dies der Vorabend eines wichtigen Ereigniſſes; der Menſch kratzte und die Entdeckung der Hand war gemacht. Aber ſo ungemein die-

ſer Moment ſchien, gewann er doch wie die meiſten Entdeckungen nicht gleich jene Bedeutung für das Leben; ja Adam, obſchon er noch oft ſich der Hand zur Widerſetzlichkeit gegen ſeinen Herrn und zur Beförderung der Emigration bediente, verſetzte nach der Erſchaffung der Heva, ſeine Hand noch zu oft in ihren Knospenzuſtand, als daß wir ſchon jetzt in der Hand dieſes vollkommenſte Werkzeug des Menſchen anerkennen ſollten. Erſt als es mit dem jungen Ehepaar im Paradieſe nicht mehr auszuhalten war und in Folge deſſen ein Wohnungswechſel ſtattgefunden hatte, begann für die Hand jene Laufbahn, die ſie bis ins neunzehnte Jahrhundert mit Glanz fortgeſetzt hat, um jetzt, durch die Maſchine verdrängt, allmählig von ihrer Höhe wieder hinabzuſinken. So ſagt oder könnte wenigſtens geſagt haben: der Talmudiſt.

Die Hand iſt offenbar eine Vegetation. Alle neugeborenen Kinder kommen mit zarten Händchen auf die Welt und ſtrecken ſie wie junge Herzblätter der Pflanze aus nährendem Boden, von der Bruſt ihrer Mütter, ſorglos in die Welt hinaus; das Leben aber füllt die Hand oder läßt ſie leer, es drückt ſie ſanft freundlich, oder ſo rauh, daß ſie bis ans Grab mit Schwielen gezeichnet bleibt, es krümmt ſie aufwärts, um die Thränen von der

Wange zu wiſchen, oder abwärts, um vor Lachen die Seiten zu halten, es giebt ihr ein Scepter oder Grabſcheit, es legt goldene oder eiſerne Reife um ihre Gelenke!

Nicht in den Lineamenten der Hand, ſo wenig als in den einzelnen Zügen des Angeſichts giebt ſich der Charakter kund; die ganze Bildung führt uns auf geiſtigen und leiblichen Urſprung zurück. Jedes Zeitalter hatte eine gewiſſe Handbildung, die als bei einer überwiegenden Anzahl von Individuen vorkommend, die ganze Epoche zu charakteriſiren im Stande war. Die mit Blech geharniſchten Hände des Mittelalters, die feinen oder feiſten Pfaffenhände und die gedrungenen, arbeitſamen Hände des Bürgers, liegen längſt in ihren Leichentüchern, wir ſehen in unſeren Kabinetten dieſe koloſſalen Eiſenfutterale, dieſe plumpen goldenen Prieſterringe und dieſe derben Lederhandſchuhe, dreier ausgeſtorbenen Kaſten, wir vergleichen damit die Phyſiognomie der Hände unſeres Jahrhunderts und finden nur zwei große Hauptabtheilungen: die Hungerpfote und die Geldhand.

Beide ſind rechte Hände, welche aber die rechte Rechte ſei, welche zuerſt links Kehrt machen wird, nach vorhergegangenem anmuthigen Feder- und

Flockenleſen auf der Bettdecke des Sterbelagers der Geſchichte, ſpielt vom Felde der Chiromantie auf das Gebiet einer andern mantiſchen Wiſſenſchaft über. Diejenige, welche die meiſte Ausſicht zu haben ſcheint, dürfte die Hungerpfote ſein,

da ihr trauriger welkender Zuſtand nicht länger verhehlt werden kann. Die Ernährung dieſer Hand iſt durch eine unerklärliche Anomalie in der Säftevertheilung hinter ihrer Gefährtin ſichtlich zurückgeblieben, der dürre Handwurzelſtrunk, von dem dieſe fünf Grabesfinger wegſtarren, hängt an einem Körper, der von dem Abfall der ſchweſterlichen Tafel genährt wird. Man braucht nicht weit zu gehen, um ſolche Hände zu finden, die aus geröſteten Kartoffelſchaalen, aufgeleſenen Knochen und erbettelten harten Brodrinden ein Feſtmahl zubereiten. Der ſtrenge Winter findet an dieſer Hand nicht mehr ſo viel Fleiſch, um ſeine Froſtbeulen daran zu bilden. Dieſer Hand gehört auf dem weiten grünen Erdgebiet nichts, ſondern nur vier Fuß tief eine Niſche, gerade groß genug, daß ſich ein müder Mann lang ausſtrecken kann. Ob ihr Zuſtand geheilt werden kann, iſt ſelbſt bei den größten Aerzten

der Zeit eine wiſſenſchaftliche Frage, doch hat man wie bei allen abzehrenden Leiden mit großer Majorität den anhaltenden Gebrauch des Eiſens neben einer kräftigeren Ernährung vorgeſchlagen.

Der erſte Anblick lehrt, daß ihre Zeitgenoſſin, die Geldhand, weniger der genannten Gefahr, als der eines Erſtickens in ihrem eigenen Fette ausgeſetzt iſt, wohlgefällig aus einem reichen Pelzmantel hervorlauſchend, naiv unkundig des Hungers und der Almoſen, Gänſeleberpaſteten ſatt

und Burgunder trunken, ſcheint ihr eigentlicher Beruf zu ſein, eine Geldrolle aufzubrechen, oder mit ihrer Zwillingsſchweſter über dem Bauche in ſtiller Andacht der Verdauung, gefaltet zu werden. Was aus dieſer Hand noch werden ſoll, iſt gleichfalls ein Punkt der häufigſten Erörterung geworden. Arbeiten will und kann ſie nicht, ungeſund iſt ſie durch und durch; es wird alſo nichts Anderes übrig bleiben, als ſie entweder mit einem abführenden Pulver, in dem weder der kühlende Salpeter, noch der gegen geſchichtliche Hämorrhoi-

den ſo heilſame Schwefel, noch auch die blutreinigende Kohle vergeſſen ſein darf, zu behandeln, oder ihr durch eine geſchickte Unterbindung zwiſchen Kinn und Schultern den überſchüſſigen Säftezufluß abzuſchneiden.

Dieſe beiden Formationen ſtehen demnach in polariſchen Gegenſätzen zu einander. Verſchmolzen in einander könnten ſie ein wohlgeſtaltetes ſchönes Gebilde darſtellen, ſo aber ſchließt die Exiſtenz der Einen die der Anderen aus, und zwiſchen ihnen tritt faſt nie das Ideal einer über ebenmäßiges und geregeltes Wirken philoſophiſch herrſchenden Hand auf.

Die Hand des Menſchen hängt mit den geheimſten Triebfedern des Innern zuſammen, in einem Händedruck koncentrirt ſich eine Welt von Gefühlen, das Zittern der Hände verkündet die heftigſte Gemüthsbewegung, ſüdliche Völker unterſtützen ihre Rede durch eine lebhafte Geſtikulation mit den Händen, eine tödtliche Krankheit der Bruſtorgane verkündet ſich nach den Beobachtungen der Heilkünſtler in einer krankhaften Veränderung der Hände; ſo werden dieſe Glieder Telegraphen im Dienſte des ſo nahen und ewig fernen Gedankenſtaates! Damit hängt nun aufs engſte zuſammen, wie dieſes ſchaafslederne Ungethüm bezeugen wird,

daß der Menſch überall da, wo es darauf ankommt, von der Wahrheit und Wirklichkeit ſeines Herzens nichts ſehen zu laſſen, auch ſeine Hände, die nicht wie die Geſichter das Exercirreglement der Lüge und Verſtellung inne haben, mit Handſchuhen bedeckt und mit der Glaceeſchaafheit das wirklich geheime Wolfsthum verhüllt. Dies da

iſt ſolch' ein diplomatiſcher Salonpopanz, der Morgens wegen Volksverkauf auf dem Papier herumkritzelt, Mittags mit einer Gerte die Promenade entlang fuchtelt oder mit einem ſchamloſen Gläschen lorgnettirt, Abends den Tricotmuſen zuklatſcht und Nachts, zur Conſervation in däniſchem Leder ſchläft. Demaskirten wir dieſes Skelett, wir erblickten eine Hospitalitin mit fünf eleganten langen Nägeln an einem Menſchen, der täglich nicht etwa einen neuen Gedanken, ſondern ein paar neue Handſchuhe ſein eigen nennt.

Verſpotten und belachen wir nicht dieſes krankhafte Organ, ſeufzen wir, es iſt die Hand eines armen Waſſerarbeiters, der

in seinem Hafendienste unermüdlich thätig um ein Weib und fünf lebende Kinder zu erhalten, durch eine unglückliche Erkältung an diesem Gelenkleiden darnieder liegt. Ihm, der seine Mitbrüder vor den hereinbrechenden Wogen des wüthenden eisigen Elementes schützte, fließen nicht die milden Quellen von Karlsbad, die dem reichen Wüstling das zusammengeschlemmte Chiragra und Podagra wegspülen. Selbst wenn ihm diese Gabe der Natur umsonst gespendet würde, kann er sie nie erreichen: in Deutschland ist es nur erlaubt zu verhungern, aber nicht zu betteln. Jenes Wildschwein, das als der erste dortige Badegast, Karl den Vierten auf den Gedanken brachte, der Zweite zu werden, konnte die Wohlthaten der Mutter Erde genießen, dieser Kranke nie!

Nicht alle Leute, die lange Finger machen und das Geld aus den Börsen zu fingern verstehen, können darum auch Spitzbuben genannt werden. Man hat heut zu Tage andere Künste erfunden, die in Lohn und Brod der produktiven Geister stehend, dieser, ihrer Herrschaft die Wirthschaft nach Außen und Innen führen und so Kapitalien vom Fond ihrer Versorger sammeln, während diese allmählig an den Bettelstab kommen. Diese Künste sind die der Virtuosität, die gleich den Pilzen

am Baume des Genius, ihm zwar nie den Regen und die Strahlen des ſpendenden Himmels, aber doch da, wo er in der Erde wurzelt, die zuſtrömenden irdiſchen Gaben wegſaugen können. Dies

mag die Hand eines der berühmteſten Klaviervirtuoſen ſein, eine langbeinige abentheuerliche Klavierſpinne, welche die Welt wie eine dicke dumme Fliege zu ihrer Blüthezeit eingefangen hat. In dieſem Zufahren auf die Taſte liegt die ganze Prätenſion eines großartigen Narren, der ohne ſchaffendes Genie, von dem tollhäusleriſchen Ehrgeiz eines Heroſtratus verzehrt, auf den Werken der Klaſſiker herumtrommelte und mit wallender Mähne, (nicht der des Löwen, denn auch ein Pudel kann derartig geſchoren werden) unlängſt ganz Europa beklapperte. Dieſe Hand iſt eine der krankhafteſten Erſcheinungen der Zeit. Herzoginnen geizten in Paris nach der Berührung dieſes dürren Strauchwerkes, Deutſchland, das philoſophiſche Deutſchland ſpannte dieſem Manne die Pferde vom Wagen und die Heimath Kants ſchenkte ihm ihr Doctordiplom. Und doch — hat dieſe Hand nicht

Wohlthaten gespendet? Vielleicht nur wie jener Affe, der über das Geld seines Herrn kam und es den Leuten auf der Straße zuwarf, indem er entzückt war, wenn diese ihm sein Lob jauchzten und ermunternd zuriefen! Die Zeit dieser Hände ist vorüber, möge sie nie wiederkommen.

Betrachten wir dagegen ihre Nachfolgerin. Es

scheint auch die Hand eines Pianisten zu sein, und nicht unmöglich ist es, daß wir die Hand eines Dorforganisten vor uns sehen, des Schulmeisters, dessen Kunstaufgabe in den Melodieen seines Choralbuches und den Vorspielen zur Taufe und Trauung, wie in den Nachspielen zum Leben, den Begräbnißharmonieen besteht. Die abgearbeitete Hand des Mannes, der Vormittags kleine Jungen stäupte und an den Haaren zog, Nachmittags aber seinen Acker bestellte und seit dreißig Jahren nicht den Kirchthurm seiner Gemeinde aus den Augen verloren hat. Eines Bauern Sohn, entwickelte er früh ein ungemeines musikalisches Talent. Vormund der Gänse flötete er dieser Schaar, die einst Rom, aber noch nie eine ihres Geschlechtes vor dem Messer der Köchin

retten konnte, Naturmelodieen vor, die zwar keinen fürſtlichen Mäcenas, aber den die Runde machenden Schulrath anzogen und dem Knaben eine Stelle als Zögling im Schullehrerſeminar verſchafften. Der Seminardirector entdeckte hier in dem Ankömmling noch ein zweites mächtiges Talent: ſchnell und kräftig Schuhe und Stiefel putzen zu können, und ſo trat dem Freiſchüler des Seminars das erſte und letzte Hinderniß auf ſeiner Künſtlerlaufbahn entgegen. Kein tiefſinniger, die Welt nach Talenten durchſpähender Kunſtfreund hörte den Jüngling mit ſeinen roh gearbeiteten ſteif gewordenen Händen die Suiten, Präludien und Fugen J. S. Bachs ſpielen, Niemand entriß ihn ſeinem abwärts gehenden Geſchick. Er ſpielte Orgel und Klavier und blieb Schuhputzer. Die Gemeinde, die nach dem Tode ſeines Vaters die Koſten für ſeine Bekleidung beſtritten hatte, reklamirte demnach ihren Leibeigen Gewordenen, nach zurückgelegtem Examen als Schulmeiſter und Organiſt, und das muſikaliſche Talent ſah ſich jetzt wieder in den hoffnungsloſen Zirkel zurückgebannt. Die Bauern, wenn ſie die Kirche verlaſſen, bleiben zuweilen während ſeiner Orgelphantaſieen unter der Thür ſtehen, ſchütteln die Köpfe und ſagen einander: Mit unſerem Küſter wird es alle Tage

ſchlimmer. Abends aber, wenn er für ſich aus dem Tangentenklavier, dieſem zarten Inſtrument, das ein Muſiker treffend: „Labſal des Dulders“ nannte, leiſe Harmonieen zu ziehen ſucht, lauſchen Kinder der Dorfjugend aufmerkſam im Dunkeln unter ſeinen Fenſtern und es zieht vielleicht ein glücklicheres Weſen aus ſeinem Spiel die erſte Anregung zu einer unſterblichen Kunſtentwickelung.

Hier kann wohl kein Zweifel obwalten, wem dieſe Zeichenmaſchine gehört, denn ſeit Raphael von Urbino todt iſt, kam die Sitte nicht ab, daß ſich Kleinraphael viel mit ſeinen Händen weiß, Manſchetten daran thut und ſeine Finger wie getretene Würmer rückwärts krümmt. Als die erſte gemiſchte Commiſſion: Moſe und Aaron, vor Pharao trat und über die Egypter diverſe Landplagen kommen ließ, kannte ſie die Portraitmalerei noch nicht, ſo daß ſie die Erſtgeburt, ſtatt ſie malen zu laſſen, nur mit dem Tode beſtrafte. Man weiß, daß die Türken, die gar nicht ſo dumm ſind, als ſie ausſehen, verbieten: den Menſchen abzubilden, da jedes Conterfei am jüngſten Tage von ſeinem Verfertiger eine Seele fordern wird; unſer Hand-

beſitzer aber iſt dem Geiſterreich noch nichts ſchuldig geworden, da ſeine Schöpfungen, ſelbſt wenn er ihnen eine Seele geben könnte, ſchwerlich davon einen nützlichen Gebrauch zu machen im Stande wären. Eben iſt dieſer Mann im Begriff ein Opfer abzufertigen, an ſeiner Rechten picht der Teint eines Tabaksfabrikanten und mit ſeiner Linken zupft er ſich das rothe Halstuch zurecht, das er, zum Beweiſe ſeines lebhaften Farbenſinns, als Concurrent der ehrſamen Gehülfen einer löblichen Barbiererzunft trägt. Von Kaulbach, Cornelius, Wappers und Anderen ſpricht er nur mit der äußerſten wohlverdienten Verachtung. Er fühlt ſich erhaben über ſolche Pfuſcher, und ſchön ſpricht ſich dieſes Gefühl in dem zurückgebogenen Mittelfinger und in dem vornehm angeſetzten Griffel aus; wer aber ſollte es glauben, wenn er dieſe gezierte Hand mit ihrem Kragen ſieht? dieſer Jüngling trägt ein unſauberes Hemd! denn das iſt eine merkwürdige Eigenſchaft ſolcher Farbenwüthriche, daß ſie ſich ſelbſt bunt, gleich ihren Gemälden, anziehen, aber wie dieſe, eine grobe, ſchmutzige Leinwand zur Unterlage haben. Herkulanum und Pompeji beweiſen uns, welche reizende Wandmalereien die Alten ſelbſt in ihren Privatwohnungen beſaßen, warum, läßt ſich die Frage

aufwerfen, wirft ſich nicht ein Theil unſerer heutigen brodloſen Titiane auf die Wand und erwirbt ſich ſo wohlfeil im Handwerk die Nachſicht, welche wir ihnen nie, ſo lange ſie auf Kunſt Anſpruch machen, angedeihen laſſen können. Ein Vorſchlag zur Güte — denn die Portraitmalerei insbeſondere iſt ungemein geſunken, ſeit man von der künſtleriſchen Sitte abgekommen iſt, die Bildniſſe deſertirter Militairs und muthwilliger Banquerottirer nicht mehr an das dreibeinige Möbel der Gerechtigkeit zu ſchlagen.

Ein bösartiges Inſect, bewehrt mit gewaltigen Zangen und geſchwellt von Gift? nein eine Hand, die Sonntags ein Gebetbuch, in den Wochentagen aber einen Geldſack umkrallt: die zarte Hand der Jungfrau Euſebia. Es wäre ebenſo ungalant als unpaſſend, ſie nach altherkömmlicher Weiſe mit der Frau von Endor zu vergleichen, denn der Schatten Sauls wäre nie auf den Ruf dieſer zarten Schönen erſchienen, ſo groß iſt ſelbſt unter den Geſpenſtern der Reſpekt vor dem Mangel weiblicher Anmuth. Auch hinkt der Vergleich, welcher ſich zwiſchen ihr und einem von den drei zudringlichen Frauenzimmern

anſtellen läßt, welche ſich nicht entblödeten, den landesflüchtigen Oreſt ſelbſt bis in das delphiſche Heiligthum zu verfolgen, denn dieſe Damen werden uns, laut Nachricht der beſſern Autoren, als ledig und der Ehe abhold dargeſtellt, Euſebia jedoch trägt in ihrem fünf und funfzigſten Jahre in ihrer jungfräulichen Bruſt noch den Wunſch, die Rechte der ſchützenden eines Mannes anzuvertrauen. Macbeth ſtarb durch Macduffs Hand, und nach ihm ſtand keiner mehr mit Euſebia's Milchſchweſtern ſo auf Du und Du, um Ringe mit ihr wechſeln zu können, doch nicht das Eiſen allein lockt den Mann, wie unſer Schiller ſingt, ſondern das Gold noch vielmehr, und ſo unternahm es die Maid, durch eine öffentliche Subhaſtation im Intelligenzblatt die Ergänzung ihres Daſeins zu finden. So las man denn von einer Dame von Stande mit achtzigtauſend Thalern, die einen Lebensgefährten von umgänglichem Weſen und nachgiebigem Charakter ſuchte. Wenn aber die Candidaten Hymens Euſebien erblickten, entrannen ſie der Rente, und es ſtand zu befürchten, daß dieſes Herz unverſtanden dem Grabe zu welken ſollte, wenn nicht ein Mann, deſſen Lebensberuf ihn mit dem Anblick der confiscirteſten Phyſiognomieen vertraut gemacht hatte, ſich ein Herz

gefaßt und die ſchönſte der Hände erworben hätte. Er war der Polizeikommiſſarius ihres Viertels, der, einſt ſelber Dieb, mit allen Sterblichen, nur nicht mit den ehrlichen Leuten umzugehen wußte und ſo die Ausſicht hatte, mit Euſebien eine glückliche Ehe zu führen. Wir ſind im Stande, die Hand dieſes Auserwählten dem Leſer mitzutheilen.

Auch die Stimmung hat Einfluß auf die Ausbildung der Hand. Sobald die Jahre des Lebenslenzes vorüber ſind, ordnet ſich dieſes wichtige Glied der Bewegung einer ferneren Entwickelung der Seele unter und geht mit ihr eng verbunden weiter. So ſehen wir denn auch den Abglanz polizeilicher Stimmungen noch in dieſer bärenhaften Tatze reflectirt. Als Grundzug kann eine göttliche Grobheit angeſehen werden; kein höflicher Menſch hat einen ſolchen biderben Ohrfeigenmechanismus. Auch erſieht man hier offenbar, daß der Inhaber im Beſitz einer obligaten Baßſtimme iſt, zu der nur ein Theater und eine Oper fehlt, um den Vater der Sittenpolizei entzückend darzuſtellen. Denn es mag wohl noch

nicht Vielen eingefallen ſein, daß es zwei Prieſter waren, welche die Menſchen- und Bücherpolizei erfanden, und daß zwar Alexander der Sechste ſich den Ruhm dieſer reſervirt, Saraſtro aber derjenige war, welcher durch die ſtrengſte Handhabung egyptiſcher Polizeiverfügungen nicht allein den laſterhaften Lebenswandel des proſtitutionsſüchtigen Monoſtatos und die Leichtfertigkeit des Papageno, ſondern auch die über nächtlichen Umtrieben brütende Königinn der Nacht mittelſt der prieſterlichen Gensd'armerie in Ordnung hielt. Denken wir uns auch unſeren Saraſtro: väterlich ſorgend, aber einen dichten Schleier über ſeine Motive verbreitend und ſeine Zöglinge, wie bei Schikaneder, hinter verſchloſſene Thüren führend, um ſie durch Hunger und Stillſchweigen, ſpäter durch Feuer und Waſſer promeniren zu laſſen. Es geſchieht alſo nichts Neues unter der Sonne, man war unter Pharao dem Vierten ſchon ſo weit wie heute, und wenn die alte Streitfrage, ob die Fürſten der Völker, oder die Völker der Fürſten wegen da ſeien, dahin entſchieden iſt, daß beide für einander da ſind, für den ſchönſten Seelenbund zwiſchen Vater und Kindern und ein herrliches Vertrauensverhältniß, iſt zugleich definitiv beſtimmt, daß die Menſchheit der Polizei wegen

da ſei. Die Polizei beſitzt noch keine beſtimmte Geſetzgebung, ſie hat nur ſolche Hände und den Grundſatz, den ſie aus der Theologie entlehnt, daß in einem chriſtlichen Staate Jeder von Hauſe aus im Verdachte eines Erbſünders ſtehe.

Wem mag dieſe unterſetzte Kleine wohl angehören? es ſcheint, als ob ſolche verkürzte, zuſammengedrängte Finger, deren Spitzen gleichſam weggeknetet ſind, nur an einen Bäcker paſſen könnten, an einen Mann, der das Brod möglichſt klein bäckt, nur um den alten Satz zu bewahrheiten, daß der Menſch nicht vom Brode allein lebt, einen Freidenker, der im lebenslänglichen Kampfe gegen die vierte Bitte im Vaterunſer ſteht, einen Financier, bei dem jeder Zwieback ein Schutzzöllner iſt. Nur der Daumen iſt noch wohl erhalten, vielleicht im Verhältniß zu den vier Buben daneben etwas zu groß, zu geſchwollen, ein Uebelſtand, der nur vom Geldzählen herrühren kann. Wunderliches Zeitalter, deſſen Hand nicht am Schwerte, ſondern am Gelde erlahmt. Das Brod hat zu allen Zeiten in der Geſchichte der menſchlichen Freiheit eine Rolle geſpielt. Der freieſte Menſch aller Zeiten, Diogenes von Si-

nope, und der geknechtetſte Sterbliche hundert Fuß tief unter der Erde, der in einem Gewölbe, dem üblichen Erbbegräbniß großer, freier Gedanken, leben muß, in was fanden und finden ſie noch ihre Nahrung? in Brod und Waſſer! Jener konnte zu Alexander dem Großen ſagen: „Geh' mir aus der Sonne!“, doch auch zu dieſem konnte Alexander der Kleine ſprechen: „Geh' mir aus der Sonne!“ und der Wille Beider geſchah. Schwärmer wollen, daß die ganze Erde ein gedeckter Tiſch ſei, aber bis jetzt gleicht ſie dem Hades bei Homer, und von den nährenden Stoffen wehrt ein Odyſſeus mit blankem Eiſen die heranſchwebenden lebenſuchenden Menſchenſchatten zurück. Brod wächſt auf Gräſern, Sträuchern und Bäumen, aber dem Menſchen wird es zugeknetet.

Die Hand Sr. Excellenz des Herrn Miniſters —, eine noch ſo junge und ſchöne Hand mit einem Solitair geſchmückt und einem goldenen Trauringe, der ihr die ſchönſte und reichſte Erbin vereint. Gnädig und voll Herablaſſung hängt dieſe Hand zum Kuß für arme Supplikanten herab; wie ein umgekehrtes Füllhorn ſchüttet ſie, auf alte Beamte: Penſionen, auf

ſiebente Knaben: königliche Gnadenzulage, auf arme Familienväter unter Subalternbeamten: Weihnachtsgratificationen, auf talentvolle Studirende: halbjährige Stipendien von fünf Reichsthalern, und auf Wittwen und Waiſen: Erziehungsgelder, für die kaum ein hoffnungsvoller Jagdhund ſeine Dreſſur empfangen kann. Der Herr Miniſter ſcheint nach dieſer Handbeugung heute ſeinen glücklichen Tag zu haben; ſo eben iſt ein Geiſtlicher entlaſſen worden, der um die Erlaubniß gebeten hat, ſein opusculum über die Gnadenwahl dem Herrn Miniſter zuzueignen; die gelindeſte ſittigſte Form eines literariſchen Flehens um Beihülfe. Draußen warten: ein Unteroffizier, der ſeine Dienſtjahre und Sprachfehler für anſpruchberechtigter zur Civilverſorgung hält, als die Kenntniſſe und Fähigkeiten ſeines in den Wiſſenſchaften erzogenen Nachbarn; ein Wurmarzt, der wegen unberufenen Kurirens zur Rechenſchaft gezogen, jetzt um Gnade flehen kommt; eine Unterſtützung ſuchende Förſterfrau, deren Mann von Wilddieben erſchoſſen iſt; ein Kaufmann, der endlich ein Wechſelrecht haben will; ein Kapellmeiſter, der ſich bei Sr. Excellenz um dero Fürſprache zur in Scene-Setzung, der ſeit zehn Jahren zurückgelegten Oper bemüht; der Pächter des Leichenfuhrweſens, der um Verlän-

gerung ſeines tragiſchen Kontraktes fleht; da winkt der Herr Miniſter ſeinen Kammerdiener herbei und lispelt: „Laſſen Sie Dem. G. hinein, ich habe mit ihr wegen der heutigen Ballettoilette einige Worte zu ſprechen.“ „Excellenz, ſollen die Leute noch länger warten, ſie ſind ſchon ſeit vier Stunden in der Antichambre?“ „Sie mögen morgen wieder kommen.“

Während deſſen toben in der miniſteriellen Kanzlei dreißig geſchäftige Federn auf dem Papier umher. Die Bruſt gegen das ſchräge Pult gepreßt, die beſſern Röcke durch grünleinene Schreibärmel vor frühzeitiger Haarloſigkeit geſchützt, mit kahlen Köpfen, für die es leider keine grünen Schreibemützen giebt, ſtehen oder ſitzen ſie vor dieſen Tiſchen, die ihnen ein Leben lang die grüne Farbe der Hoffnung vorſpiegeln, bis der Tod endlich auf ihr Geſchriebenes und ſie ſelber Sand

ſtreut. Es iſt nicht wahr, was ein großer Deutſcher ſagte, daß der Fleiß das Genie ſei, denn ein Vers im Lara des Lord Byron ward mit einem Pfd. Strl. bezahlt und dieſe Hand erhält für den ſauber geſchriebenen Bogen zwei

und einen halben Silbergroschen. Und eine solche fleißige Hand hat nicht soviel Zeit, um mit der Andern gefaltet zu werden und zu Gott zu beten, denn wenn der Tag graut, muß sie mit einem Heuschreckenheer von Millionen anderer deutschen Federn auf's Papier stürzen und wenn die Sonne gesunken ist, geht über ihr die trübe Lampe auf; wer aber mit solcher Arbeit das Leben einer Familie zu erhalten hat, der kann nicht die Zeit gewinnen, Gott für sein Eigenes zu danken. Wohl würde es ihr besser stehen, den Spaten statt dieser Gänsefeder zu führen und am grünen Tisch der Erde, statt am grünen Tisch der Bureaur zu arbeiten, besser die Erde, als den Aktenstaub umzuwühlen; aber der Mensch gehört nicht mehr der Natur, sondern dem Staate. Schreiben und wieder Schreiben — Vorschreiben und Nachschreiben — Aufschreiben und Abschreiben — an dieser großen Aktenleiter klettern Hunderttausend auf und nieder und verzeichnen das Leben ihrer Brüder. Die Natur ist ein Genie, sie schafft und vernichtet mit großartigem Leichtsinn, sie schreibt alle Morgen mit flammender Fraktur ihre Weltfeuer in den blauenden Osten und löscht Abends ihr glühendes Gedicht mit grauverschleierter Hand wieder aus. Sie schreibt auf die Blätter und Blumen ihre

leichten Gedanken; den Jahreskalender, und wirft die grüne und roſige Makulatur ohne ſchriftſtelleriſche Eitelkeit, zur Zeit der Weinleſe und Leipziger Octobermeſſe, als welkende Naturkrebſe wieder zu Boden. Nur gewiſſe großartige Erlebniſſe ſchreibt ſie für immer auf in ihre ſteinernen unterirdiſchen Geſchichtstafeln und deponirt ſie in der Gebirgsregiſtratur; die Revolutionen ihres Innern, die Zeiten, wann die Erde, von einer großartigen Leidenſchaft zu einem holden Sterne ergriffen, verliebte Narrheiten beging, ſich im Univerſum träumend erging, aus Kummer dem Trunk ergab, gegen die empfindſamen Kometen taumelte, einen ſoliden Planeten unglücklich machte, den wir jetzt ſtückweiſe zuſammenſuchen müſſen, das Meer wie eine Sauce über die Erde goß, und Mammuths und Ichthyoſauren, gleich kleinen Krabben, auf die höchſten Berge ſchleuderte, bis ſie durch eine präſidirende Macht wieder zu einem regelmäßigeren Lebenswandel angehalten wurde. Der Staat aber iſt ein Philiſter, der über alle Subjecte, die mit ihren Thaten und Gedanken der vergeßlichen Weltgeſchichte nicht viel Mühe machen, Regiſter anlegt, die Menſchheit bucht und den ganzen Lebenskehricht in der Rumpelkammer der Bureaux verwahrt.

Wohl eine bedeutſame Haltung der Hand! Wie kehren wir ſie? Betrachten wir ſie zuerſt in wagerechter Richtung den Daumen nach oben gekehrt. Welche nationale Gebehrde, die Pantomime des Bettelns, eine beringte Hand bettelt. Der vornehme Engländer handelt, der vornehme Franzoſe läßt ſich beſtechen, der vornehme Ruſſe nimmt ſeinen Theil vom Diebſtahl der Untergebenen, der vornehme Oeſterreicher empfängt was man ihm eben geben will —. Nun kehren wir aber die Hand um, legen wir den Daumen nach unten; nun kriecht dieſe Hand. Malen wir uns in der Phantaſie das Bild eines Mannes aus, eines bejahrten, vielleicht gelehrten Mannes, der wie ein aſiatiſches Reptil mit einer ſchrecklichen Verkrümmung des Rückgrathes ſeinen Vorgeſetzten leiſe von hinten ankriecht, aber nicht um ihn mit ausgeſtreckter Zunge zu ſtechen, ſondern nur, um das friedliche Ceremoniell des Leckens zu vollziehen. Laſſen wir dieſe Hand herunterhängen, ſo ſcheint ſie die eines jungen Mannes höherer Stände zu ſein, der ſeine Rudimente in der Wiſſenſchaft des Exercirens antritt, eines freiwilligen Rekruten. Welche Applikatur, um alle Griffe auszuführen,

welche Sehnſucht nach dem Gewehr. Kehren wir dieſe Hand, nach abgezogenem Ringe, von uns ab, ſo iſt es die eines Mannes im Perſonal der Heilkünſtler, welcher der ſchaffenden Natur ihr Meiſterſtück mit bereitwilliger Hand freundlich abnimmt und ins ſelbſtſtändige Daſein leitet. Aber auch die Hand eines Philoſophen, der die Theorie des Kommunismus in die Praxis einführt und ſeinerſeits das Problem der Ungleichheit irdiſcher Güter, durch Ausleerung fremder Taſchen, löſt. Ein geſchickter Accoucheur; bei den ſchwierigſten Lagen des Geldbeutels, ein Börſenſpieler der eigenthümlichſten Art. Die Hand eines Ritters der heutigen Zeit, denn auch wir gehören noch zur Ritterzeit. Es gilt jedoch bei uns kein Fauſtrecht mehr, ſondern das Recht der langen Finger, es ſehen den Turnieren nicht mehr wirkliche Könige und Damen zu, ſondern die Könige und Damen eines falſchen Kartenſpieles, auch wird der Sieger nicht mehr von zwei ſchönen Fräulein zum Bankett, ſondern von zwei Gensd'armen in's Zuchthaus geführt, und man nennt ihn nicht mehr ſchlechtweg nur Ritter, ſondern Glücksritter.

Dies aber iſt eine wirklich arme Hand, eine bejahrte dürftige Rechte, weil die Linke ſich auf eine

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Krücke ſtützen muß. Hier reicht unſere Wiſſenſchaft nicht mehr, um aus den äußeren Lineamenten, dieſen verwachſenen Sehnen und ausgedörrten Muskeln die Geſchichte eines ſolchen Daſeins zu leſen, die ewige Paſſionsgeſchichte einer alten Frau der niederen Stände. Arme Frau, die, ſelbſt für das Spital zu ſchlecht, nachdem ſie neun geſunde Weſen der Menſchheit geſchenkt hat, nun nichts mehr iſt, als ein Wildprett für Bettelvögte, dieſe elenden Kammerjäger, denen man das Ungeziefer der Stände überlaſſen hat. Die Jugend in Hirſchparks, das Alter in Arbeits- und Familienhäuſern! Wenn eine Ungleichheit der Güter denn einmal, nach dem Urtheil der Denker, dem Leben ſeine eigenthümlichſten Reize verleihen ſoll, wenn im Haushalt der Erde neun Zehntheile der Bewohner, die Schuldner eines Zehntheils ſein ſollen; laßt dann wenigſtens die Mütter, die Matronen nicht darben, nicht betteln gehen.

Wohl uns, daß in Deutſchland, unſerm Vaterlande noch ein ſchöner Sinn für Toleranz und Gaſtfreiheit lebt, daß unſer Vaterland noch heute ohne Unterſchied des Glaubens und der Confeſſion Jeden aufnimmt, der ſich vertrauungsvoll in unſere Arme wirft. Deutſchland empfing einſt die

um ihres Glaubens willen in Frankreich verfolgten Proteſtanten und gewann einen Zuwachs der fleißigſten Bürger; Deutſchland empfing auch jene verkannten Talente, die nach Aufhebung der Pariſer Spielhäuſer, dieſer Kirchen des Glückes, wo an grünen Altären ein öffentlicher Tempeldienſt des Merkur ſtattfand, aus Paris fliehen mußten, und gönnte ihnen an ſeinen Heilquellen Aſyle.

Wir ſind ein gutes, ein gerechtes Volk, wir beſchämten Frankreich, das unſere politiſch Verbannten, die ihrer Geſinnung und Schriften wegen Gebrandmarkten aufnahm, durch Gaſtfreiheit gegen ſeine begabteſten Söhne, ja wir gehen weiter, wir hegen und pflegen, ſelbſt wenn das wetterwendiſche Paris unſere Landsleute um ihrer öffentlichen Schriften und Reden willen wieder verjagt, die unglücklichen Spieler, wir machen mit ihnen Contracte auf Jahre, wir laſſen uns von ihrer Dankbarkeit Promenaden, Ball- und Krankenhäuſer bauen, ja wir opfern aus Toleranz und Gaſtfreiheit das Lebensglück deutſcher Familien.

Hier die Hand eines Croupiers. Kalt und ſtarr wie die Krücke, mit der die Erſparniſſe thörichter Bau-

ern an Sonntagen eingeſcharrt werden. Von derſelben Kraft wie die reinigenden Quellen, iſt ſie geeignet, die verborgenſten Metall- und Papierablagerungen in Börſen und Brieftaſchen hervorzuholen und flüſſig zu machen. Der gute Reubeck, der in ſeinem trefflichen Werkchen die Geſundbrunnen Deutſchlands verherrlicht hat, kannte dieſe ſchwefelhaltigen Klauen noch nicht, die wie die Krallen hölliſcher Dämonen, die Becher der Geſundheit umklammern.

Eine ſchöne Damenhand, die beim Ankaufe eines Spitzengewebes dem neun und neunzigſten Goldſtücke das hundertſte zufügt. Wie viel Millionen Bewegungen jener armen Mädchenhände haben dazu gehört, ehe dieſes duftig leichte Wunderwerk zu Stande kam, das im wilden Taumel einer Ballfeſtlichkeit, im übermüthigen Leichtſinn vielleicht zerriſſen wird.

Mit dem Tode werden die zarteſten Gewebe aller irdiſchen Verhältniſſe bezahlt. Der Seidenwurm und der arme Seidenweber, beide müſſen ihr Raupendaſein dahingeben, um den ſchillernden Atlasglanz und den weichen Sammet möglich zu machen. Die elenden Spinner und die noch un-

glücklicheren Spitzenklöpplerinnen ziehen dieſe Fäden aus und verflechten ſie zu dem leichten Gewölk, das unter der Sonne des Glückes ſchwimmt. Die Inſecten ſpinnen im Sommer, und wenn ihnen auch der Winter den Tod giebt, erfreuen uns doch noch in den letzten Tagen des Spätſommers die fliegenden Fäden, dieſe Trauerflöre der Natur, die an den kahlen Zweigen flattern und ſich an den Stab des Wanderers hängen. Der Menſch ſpinnt und hungert das ganze Jahr hindurch und ſeine Fäden fliegen über den Ocean als Trauerflöre der Menſchheit, und je feiner die Fäden gezogen waren und je Glücklicheren daraus Gewande gewebt wurden, deſto gröber war Kleid und Koſt der Weber und deſto unglücklicher waren ſie ſelber.

Die Weberei ſchafft für die Geſchichte Dejanira's Gewand. Auch der Purpur iſt nur ein von armer Hand verfertigtes Gewebe, aber ſeine Röthe ſtammt nicht mehr von zerquetſchten Purpurſchnecken allein!

Dieſe Hand giebt in dieſer Stunde hundert Louisd'ore für ein ſolches Gewebe und verfertigt in der nächſten vielleicht eine zierliche Handarbeit, die zum Beſten der Miſſionsanſtalten in Hinterindien oder der lutheriſchen Brüdergemeinde in Hinterpommern verkauft wird.

Stellt nicht mehr den Rock Christi aus, ihr Prieſter, ſondern hängt ein Stück Leinen über ein Crucifix und ihr Glücklichen der Erde Alle, tretet eine Wallfahrt dorthin an und ſpendet euer Gold für die, denen ihr Windeln und Leichentücher verdankt und denket daran, daß eure Schätze nur aus der Erde gegraben wurden, um ſtatt ihrer die arbeitſame Menſchheit hineinzulegen!

Einem liebevollen Beobachter wird die eigenthümliche Formation dieſes Daumens nicht entgehen, die in ihrer ausgeprägten Charakteriſtik dieſem Abbilde augenblicklich ſeine Stelle in den Kategorieen der Hände anweiſt. Es kann nur der Daumen und die Hand eines Schuſters ſein, der noch nicht den verderblichen Neuerungen huldigt, eines Schuſters, und zwar eines Schuſters alten Styles.

Es giebt unter den Schuſtern zwei Secten, die ſich mit einer Hartnäckigkeit, wie ſie nur in Religionsſtreitigkeiten vorzukommen pflegt, gegenſeitig befehden. Jene ehrwürdige Secte, die, den Gebräuchen der Altvordern getreu, den Stiefel mit dem Pechdraht näht und daher ſolche Dau-

men erwirbt, und die abtrünnige Secte derer, welche, von der Neuerungsſucht der Zeit hingeriſſen, faſt mit dem fluchwürdigen Wankelmuth der Schneiderzunft, uneingedenk des Ruhmes der Ahnen, die Stiefel mit Holzſtiften verfertigt.*)

Zwiſchen dieſen Secten beſteht eine erbitterte Feindſchaft, wie ſie aus allen Principienverſchiedenheiten hervorzugehen pflegt. Ich bin zu faul aufzuſtehen, um die Kirchengeſchichte vom Pult herunterzulangen, ſonſt könnte ich meine lieben Leſer und Leſerinnen aufs ſchlagendſte überführen, wie zu allen Zeiten, namentlich in den innerlichen Dingen und auch in der Eſchatologie, wohin die Werke der Schuſter doch wohl gehören, die grimmigſten Kämpfe ſtattgefunden haben. Jene Schuſter, die an den Pechdrahtkatechismus glauben, ſtehen ſchroff den Holzſtiftern, dieſen Stiefelrationaliſten, gegenüber, und wenn jene mit der heili-

*) Der Verfaſſer verweiſt Leſer, die ſich für dieſen Gegenſtand intereſſiren, auf die im zweiten Theile des Plutarch befindliche philoſophiſche Abhandlung: Stiefelkunde, in der nicht allein vom Kothurn der Alten, ſondern auch von den Waſſerſtiefeln der Neueren, nicht allein von den Blechtanzſtiefeln des Mittelalters, ſondern auch von dem Volkageſtiefel der modernen Zeit des Breiteren die Rede ſein wird.

gen Scheu vor den ehrwürdigen Institutionen der Vergangenheit an dem ererbten Rechte des Pechdrahts hängen, treten diese mit dem ganzen Selbstbewußtsein des Naturrechts in die Schranke. Es ist ein Kampf der historischen mit der philosophischen Schule.

Wir haben es hier nur mit den Historikern zu thun.

Betrachtet man aufmerksam diese Hand, so wird Keinem entgehen, daß es eine linke Hand ist und zwar eine linke eben eine Prise nehmende Hand, die in die Dose langt, während die Rechte ein Buch vom Herrn Pfarrer Bitzius im Kanton Bern hält, der unter dem Namen Jeremias Gotthelf, der niederträchtigen Aufklärungs- und Belehrungssucht der Naturforscher durch seine Schriften entgegen zu wirken sucht.

Unser Schuster hat sich für wenige Groschen das Volksbuch: „Käthi die Großmutter oder der wahre Weg durch jede Noth" gekauft und es heute am Sonntagnachmittag zur Nachfeier seiner drei Kirchenbesuche aufgeschlagen. Da liest er, wie der Herr Pfarrer Bitzius die fromme Käthi, die am Sonntag natürlich zur Aufrechterhaltung der Sonntagsfeier keine Aehren liest, sagen läßt: „Deretwegen werde ich nicht verhungern, und

wenn es ſein müßte, ei nun, ſo werde ich es annehmen müſſen, wenn nur dann die Seele in den Himmel kommt, das iſt allweg die Hauptſache.“ Da aber fällt unſerem Schuſter die Priſe und das Volksbuch aus der Hand und das heilige Evangelium ein, und er holt ſeine Bibel, ſchlägt das zweite Capitel im Marcus, Vers 23 bis 28, nach und findet zu ſeiner Verwunderung, was Chriſtus geantwortet habe, als ſeine Jünger am Sabbath Aehren zur Stillung ihres Hungers ausrauften und die Sonntag heiligenden Phariſäer ſprachen: „Siehe zu, was thun deine Jünger am Sabbath, das nicht Recht iſt!“ Er ſprach zu ihnen: „Der Sabbath iſt um des Menſchen willen gemacht und nicht der Menſch um des Sabbathes willen; ſo iſt des Menſchen Sohn ein Herr auch des Sabbathes.“ Unſer Schuſter aber warf ſogleich das heuchleriſche Volksbuch in den Winkel, griff mit ſeiner elephantenledernen Hand zum Pechdraht und verſohlte ein Paar Stiefeln mit einer Inbrunſt, als ob er jeden Stich in das Fell des Jeremias Gotthelf thäte. So ward der Verſtand dieſes Schuſters, der bei ſitzender Lebensart auf dem beſten Wege war, in Pietismus und Kopfhängerei zu verfallen, durch Jeremias

Gotthelf in Verwirrung gesetzt und durch Christus wieder aufgeklärt.

Als ein erfahrener Arzt diese Hand sah, sprach er: „Sie gehört einem Menschen, der breite Schultern und lange Arme, dabei aber kurze Beine besitzt, seine Körpergröße ist nur mäßig und er hat mit der Hand viel gearbeitet, wie sich an der Ausbildung des Daumens errathen läßt; er wirft stolz den Kopf hinten über und hat wahrscheinlich eine Stumpfnase.“ Der Arzt hatte sich nicht geirrt, er lieferte eine Schilderung des Besitzers, eines ärztlichen Pfuschers, ohne ihn gesehen zu haben. Gegenwärtig dem ärztlichen Heilpersonal angehörig, practicirte dieser Herr früher in jener Zunft, die aus Seifenschaum den modernen Adonis hervorgehen ließ, während das Alterthum aus Meeresschaum nur eine Venus gebar. Aus Besorgniß bei der eindringenden Mode der neufranzösischen Bärte um sein Brot zu kommen, beschloß er, seine Zeitgenossen auf eine andere Art zu scheeren, und erfand eine Art afrikanischer Schmiere, womit er nach Art der Fetischanbeter alle Leiden des menschlichen Geschlechtes wegzukuriren

verſprach. Um den Menſchen etwas glauben zu machen, darf man ihm nur etwas Unglaubliches bieten, und auf dieſen Erfahrungsſatz fußend, gründete unſer Quackſalber ſeine Univerſalſchmierkarriere. Sie gelang ihm, gleich dem privilegirten Pillenmörder Morriſon in London, denn die Heilung einer bedeutenden Perſon führte ihn in Kreiſe, deren Handlungsweiſe nachzuahmen, Lebensaufgabe vieler Niedrigdenkenden zu ſein pflegt. Wir haben dieſe Hand von ihrer Außenſeite abgebildet, damit ſie ſich nicht nach dem Leſer ausſtrecken und ihm eine Broſchüre über die jungafrikaniſche Kurmethode zu einem honetten Preiſe anbieten kann. Heute, da Alles theuer wird, darf auch das menſchliche Leben nicht zu wohlfeil verkauft werden. Einſt ſuchte die Chiromantie aus den Linien der Handfläche in dem Gange der Lebenslinie den Verlauf des menſchlichen Daſeins zu erkunden; dieſe Linien der Kehrſeite ſind die Todeslinien der zahlreichen Patienten, und wenn auch unſer Dulcamara ſich über die enggeſteckten polizeilichen Grenzen ſeines früheren Berufes hinausbegeben hat, verräth ſich doch noch jetzt ſeine frühere Fertigkeit im Schröpfen der Individuen, ſeine Neigung, wenigſtens Börſen zur Ader zu laſſen und ſein Talent, früher die Bartkunden, jetzt ſeine Kranken von der un-

glaublichſten Neuigkeit, d. h. ſeinen Heilungen zungenfertig zu unterhalten.

Wir haben eine große Literatur von geheimen Denkwürdigkeiten der Frauen, die uns von den Details ihrer Herzensgeſchichten benachrichtigen. Dieſe hiſtoriſchen Werke ſind größtentheils von ihnen ſelber erlebt, empfunden, gelitten und niedergeſchrieben. Mit einem großen Aufwande von pathetiſchen Redensarten drehen ſich alle dieſe Begebenheiten um die vier Species der Liebe, die ſich in der mannigfaltigſten Benutzung darin nachweiſen laſſen. Bald iſt es die Addition, die bei Mondenſchein ihre erſten ſchüchternen Verſuche anſtellt, oder auf einem Balle mit ſchüchternen Händedrücken aus den Herzen der Geliebten und des Geliebten eine Summe zu machen ſtrebt, bald die Subtraction, die in Geſtalt einer ſteinreichen altjungfräulichen Tante ihr Minus gegen die Armen geltend macht, bald eine allzufrühzeitige Multiplication mit einem allgemein verſtändlichen Regula-de-Tri-Exempel, die zu einem dritten Romanbande verhilft, bald tritt die Diviſion, etwa als fürchterlicher, ahnenſtolzer Generalsvater, oder als Ida Hahn Hahnſchen Treuloſer in Interims-Uniform ins Leben und hinterläßt der Oſtermeſſe ein weibliches Herz, das Europa bereiſt hat und

nun aus Verzweiflung ſich bis zum Differential-Calcul der ſeruellen Verhältniſſe emporſchwingt. Dem ſei, wie ihm wolle; alle dieſe Geſchichten leiden an einer ſo fürchterlichen Vornehmheit, daß ſelbſt die natürlichſten Empfindungen erſt literariſch paſſiren können, nachdem ſie durch eine heilloſe Sprach- und Stylmengerei gleichſam courfähig gemacht ſind. Dem gegenüber — Folgen des Froſtes: „Für einen Dreier Cichorien!“ Hand eines Küchendragoners!

Meine guten Damen! Die armen Frauen werden nicht allein durch die Liebe unglücklich, ſondern das unbarmherzige Leben erſpart ihnen auch nicht die ungalanten Berührungen mit dem handſchuhloſen Schickſal, wie ſie ſehen können. Dieſe Hand, die ſie ſich genau betrachten mögen, gehört auch einem vornehmen Fräulein, das ſich einſt in den damals modernen papiernen Liebeskummer ſtudirte, die hohe Schule der Intrigue durchmachte und nachdem ſie die Schmetterlingsjahre hinter ſich hatte, denn ſo troſtlos launig geht Natur und Geſchick mit den Damen um, in die unangenehmſte Larvenepoche gerieth.

Eine zum Schwur erhobene Hand! beſchwört ſie, daß etwas wahr ſei, oder daß etwas wahr werden ſolle? wird ſie ihren Schwur halten? oder ſchwört ſie falſch?

Die Alten ſagten: Zeus hört nicht die Schwüre der Liebenden! und in der That ſind es die Schwüre der Liebenden aller Art, welche noch heute die Nachſicht des Zeus in Anſpruch nehmen würden. Man kann vielleicht die Wahrheit einer Sache beſchwören, von der man ſich durch ſeine eigenen Sinne überzeugt hat, aber man ſoll nicht ſchwören, daß man etwas thun werde, denn es iſt nicht Jedermanns Sache und Charakter, ſich der Wahrheit zu opfern. Der Menſch leidet an den Stufenjahren, denn wie ſich nach ſiebenmaligem Wechſel der Jahreszeiten ſein Körper in eine ganz andere Maſſe verwandelt hat, ſo muß auch der Kern dieſer Hülſe, der Geiſt, ein anderer geworden ſein, man ſoll alſo nicht auf ſieben Jahre, geſchweige denn auf drei und dreißig hinausſchwören.

Der Erſte, der mit ſeinem Eide zu ſpielen und ſein gegebenes Wort zu drehen und deuteln wußte, mag wohl Laban geweſen ſein, als er dem Jacob, der ſieben Jahre

um die Rahel gedient hatte, die Lea brachte. Und was half es dem Laban, mußte er nicht die Rahel noch obendrein geben und dazu ſeine Heerde mit Jacob theilen? wer die Lea in den Kauf nehmen mußte, ruht nicht eher, als bis er auch die Rahel beſitzt.

Der Staat thut recht, daß er Jeden beim Wort und, wenn er es nicht hält, beim Kragen nimmt und ihn in einer Juſtizausſtellung, auf einem Tiſche vor dem Kriminalgerichtshof, mit dem Titel und der Nummer des Tableaus um den Hals, der moraliſchen Kritik des Publikums Preis giebt. Aber es giebt Fälle, wo ſelbſt die ſcharfſinnige Gerechtigkeit nicht immer das Gute vom Böſen, das Richtige vom Falſchen zu unterſcheiden weiß. Ein ſolcher Fall trug ſich vor einigen Jahren in Frankreich zu und giebt dem Leſer Gelegenheit, in eigener Entſcheidung ſeinen moraliſchen Takt zu zeigen.

Ein junger Kaufmann lebte mit einer ältlichen Ehegattin, die ihm ein bedeutendes Vermögen zugebracht hatte, in einer ziemlich glücklichen Ehe Seine Geſchäfte erfreuten ſich eines guten Aufſchwunges, er genoß bei ſeinen Geſchäftsfreunden im In- und Auslande einen bedeutenden Kredit und Alles, was er unternahm, ſchlug ihm ein.

Da etablirte sich in derselben Stadt ein Kaufmann, der in denselben Handelsartikeln Geschäfte machte, Alles wagte, weil er nichts zu verlieren hatte, sich aller Mittel, erlaubter und unerlaubter bediente, um seinem Concurrenten an Geldbeutel, Ehre und in der Achtung seiner Mitbürger zu schaden und es endlich dahin brachte, daß sein Gegner, der in ein großes Fallissement gezogen war, die Stadt verlassen und sich außer Landes zu entfernten Verwandten begeben mußte. Diese Leute, im Vertrauen auf die Solidität ihres Verwandten, thaten sich mit ihren Geldmitteln in Masse zusammen, wickelten die weitläufigen Geschäfte ab, bezahlten die Gläubiger bis auf den letzten Heller, zogen den Betrüger zur Kriminaluntersuchung und deckten eine solche Menge Gaunereien und merkantilischer Gewaltstreiche desselben auf, daß die Gerichte ihn in eine Detentionsanstalt thaten. Bei dieser edelmüthigen Handlungsweise hatten sich die guten Leute aber selber in Schulden gestürzt und unser Kaufmann, der jetzt wieder im Besitze eines glänzenden hoffnungsvollen Geschäftes war, fühlte in der ersten aufwallenden Wärme der Dankbarkeit die Verpflichtung, sich seinen edelmüthigen Helfern noch näher zu verbinden. Der Chef des Hauses besaß eine Toch-

ter, Namens Libertas, ein ſchönes junges Mädchen, das eine Zierde der ganzen Stadt war; mit dieſem Mädchen verlobte er ſich, indem er nicht anders glaubte, als ſeine erſte Gattin, die ihn mit Aneignung ihres geſammten großen Vermögens im Stiche gelaſſen hatte, ſei verſchollen, vielleicht gar anderweitig verheirathet. Da wegen der großen Jugend der Verlobten noch einige Zeit bis zur Heirath vergehen mußte, konnte es aber nicht fehlen, daß ſich das Gerücht dieſer Parthie verbreitete und namentlich einige Verwandte der erſten Frau, die immer zu der früheren Ehe ſcheel geſehen hatten, Nachricht erhielten. Dieſe ſetzten ihre Muhme von dem Verlöbniß in Kenntniß und ſo kam die Sache vor die Gerichte, bei denen ſie noch ſchwebt; doch iſt die Möglichkeit da, daß der Kaufmann ſeine zweite Geliebte erhalten könne, da der Bund mit der erſten Frau nicht nach katholiſchen Gebräuchen, ſondern nur nach denen der Civilehe eingegangen war.

Der Geiſt iſt ein Element, wie Feuer, Waſſer, Luft und Erde. Es bleibe der Chemie ihr wiſſenſchaftliches Recht, über den Erdball ihre Reagentien zu gießen und die Welt in 56 einfache Stoffe zu zerlegen; die poetiſche Anſchauung, wie ſie ſich an den gen Himmel lodernden Flammen,

dem brandenden, ſtäubenden und ſpiegelnden Waſſer, der lächelnden oder zürnenden Luft und der erhaben ruhenden Erde erbaut, findet im Geiſte nicht das fünfte, ſondern das erſte der Elemente, das mit den andern gemeinſchaftlich die Wunder der Welt gebiert. Mag der Vogel in der Luft, das Thier auf der Erde und der Fiſch im Waſſer leben, der Menſch exiſtirt im Geiſte, und wenn man ihn vom Geiſte zu trennen trachtet, ſtirbt er den wahren Tod. Der Geiſt vereinigt in ſich die Eigenſchaften der übrigen Elemente, das Hochfahrende, Strahlende des Feuers mit der unſterblichen Wandelbarkeit des Waſſers, das Allumfaſſende der Luft und das Dunkle, geheimnißvoll Furchtbare der Erde. Aber wie der Menſch ſich die Elemente dienſtbar zu machen geſucht hat, ſo war er auch beſtrebt, Herr des Geiſtes zu werden. Dieſe Hand fühlt ſich mächtig genug, die Zügel einer ſolchen Regierung zu übernehmen und dem menſchlichen Geſchlechte von den Eigenſchaften des Geiſtes ſo viel zukommen zu laſ-

ſen, als ihr zu genügen ſcheint: eine mit dem Storchſchnabel des Mißtrauens abgenommene Silhouette der Freiheit, ein Criminalgeſetzbuch zur Beförderung der Tugend, einen mit dem Aberglauben verquickten Glauben, die Wahrheit durch das Prisma der officiellen Exegeſe geworfen, das Syſtem des Rechtes von den ängſtlichen Grillen eines orientaliſchen Despotismus entworfen. So ſoll der freie Geiſt wie das freie Meer eingedämmt werden. Und dieſe Hand iſt geſchloſſen — doch wenn ſie ſich öffnen würde, wenn ſie den Fluch vieler Jahrhunderte durch Erſchließung ihrer Finger lösen wollte, könnte Segen aus ihr niedertriefen auf Millionen, dem Geiſte könnte ſein freies Wehen wiedergegeben werden; ſo aber ſtützt ſie ſich gewaltig in ihrem Schickſalstrotz auf den zerriſſenen Meiſterbrief der Menſchheit und überläßt unſerem Scharfſinn die Löſung des merkwürdigen Räthſels, wie es komme, daß der Menſch mit vier und zwanzig Jahren mündig wird, die Menſchheit aber ſchon viertauſend Jahre auf den Spruch der Mündigkeit wartet.

Es giebt noch eine andere menſchliche Hand auf Erden, eine Hand, die einſt offen war und ſich ausſtrecken durfte nach dem für alle gedeckten Tiſch der Erde. Damals klopfte kein Schulmeiſter

dem Menſchen auf die Finger, er konnte aufſtehen und ſich niederlegen wann er wollte, Feigenblätter waren ſeine einzige Uniform, er kannte keine anderen Abgaben, als die Einzige, welche dem Menſchen von der Erde abverlangt wird, den täglichen Grundzins, der Menſch hatte immer Ferien und in dieſen nie etwas aufbekommen. Das einzige Examen, welches er zu beſtehen hatte, ſtellte der Tod mit ſeinem Athem an, indem er ihm verſchiedene ſchwierige Combinationen vorlegte und den Menſchen, wenn er nicht beſtand, in eine andere Klaſſe verſetzte. Daß ein ſolcher ſeeliger Mußezuſtand auch auf die Hand einwirken mußte, iſt zweifelsohne klar. Die Nägel wuchſen wie bei den modernen Damen und der Menſch kaute nur daran aus Wohlbehagen, keineswegs aus Verzweiflung oder anderen verbotenen Gemüthsſtimmungen, er konnte keine Wände zerkratzen, da er unter freiem Himmel wohnte und weil er die Hände nicht zur Arbeit brauchte, ſoll er nach der Meinung einiger boshaften Naturforſcher ſich derſelben zum Gehen bedient haben. Da indeſſen das Schreiben damals noch nicht üblich ſein konnte, fehlen uns auch über dieſe Periode alle ſchriftlichen Nachrichten, wir können nur aus ſpäteren Manuſcripten, die wir in Indien und Aegypten

auf dem achtbaren und dauerhaften Schreibmaterial des Granits finden, den Schluß ziehen, daß der in die Schule des Lebens gebrachte Menſch ſchätzenswerthe Fortſchritte gemacht hatte. Bis zum Zeitalter des Kaiſers Auguſtus ſehen wir dann den Menſchen mit geballten Fäuſten in einer drohenden Fechterſtellung der Geſchichte gegenüber, nach dieſer Zeit ſtützte er ſein Haupt auf beide Fäuſte und blieb im Nachdenken verſunken, anderthalb tauſend Jahre ſitzen. Seit der Reformation hat er die eine Fauſt erhoben und betrachtet ſie, welch' eine geſunde und ſtattliche Fauſt es iſt, und er blinzelt zuweilen durch die geöffneten Finger der Linken, ob der Tag ſchon angebrochen ſei, damit er das Morgengebet vor dem Kreuzgriff des Schwertes verrichten könne.

Der Tod löſt alle Bande der Muskeln und Sehnen wie der Verhältniſſe, und wenn der Menſch geſtorben iſt, pflegt es oft zu geſchehen, daß die fleißige Hand, wie ſie vor der Geburt durch leiſe

Regung den neuen Menſchen meldete, noch nach dem Tode eine Bewegung, gleich einem Anpochen an die Pforten des Jenſeits zeigt. Sie war die

Hand eines unermüdlich thätigen Menſchen, der in der Arbeit das Salz des Lebens erkannte, die rechte Hand einer großen Familie, die durch die Feier dieſer zehn Finger nun ohne Ernährer im Staate iſt. Er gehörte zu den Proletariern der geiſtigen Arbeit, und in der Kaſtenordnung des Staates ſtand er nach dem Decimalſyſtem deſſelben im Bruche hinter allen Nullen, gleich nächſt dem Komma als die erſte höchſte Zahl. Nun iſt ſein Leben durch den Tod zu einer Größe erhoben. Dieſe Hand ward nie nach einem Ordenskreuz ausgeſtreckt, da ſie ſtets in jenem oft verlachten Streben thätig war, das Kreuz von der Menſchheit zu nehmen, ſie hat nie Hülfloſe, ſondern nur die Hände der Freunde gedrückt, ſie iſt oft an der Feder, nie am Becher erſtarrt, ihr gehörte ein großes niedergeſchriebenes Geiſterreich, aber der Erde hat ſie nichts zurückzugeben, als eine Hand voll im Laufe der Jahre geſammelten Staubes, zu der ſie ſelber gehört; die Würmer werden ſie jetzt

verzehren, aber nicht zugleich die zahlreichen Werke, von denen die jungen ſtrebenden Geiſter der Nation ernährt werden. Große Menſchen pflegen ſchöne Hände zu haben, aber nie ſehen ſie ſchöner aus, als nach vollendetem Tagewerke, wenn ſie von Lorbeer und Cypreſſen beſchattet der wohlverdienten Ruhe genießen.

Man hat uns die Hände berühmter Hetären aufbewahrt, aber die bildenden Künſte haben noch nicht daran gedacht, die Hände der berühmten Dichter und Philoſophen der Vernichtung zu entreißen, und doch theilt die Hand mit der Stirn die Furchen des Nachdenkens, die Erhöhungen der Einbildungskraft, die Schriftlinien der Leiden und die bleiche Abzehrung der jahrelangen Anſtrengung. Die Stirn trug die Dornenkrone, die Hand aber das Rohr der Schrift.

Wir haben von der erſtarrten Hand eines Verſtorbenen geſprochen, was wird uns die Hand eines in's Leben tretenden Kindes bringen? möge ſie uns in den verworrenen düſtern Zuſtänden der Gegenwart einen Genius geboren werden laſſen, der in ſich mit neuer Macht des Denkens und der Rede die Unbefangenheit und den urſprünglichen, friſchen, ſelbſtgenügſamen Sinn des Kindes

vereinigt. Mag das Geschick von der Hand dieses Kindes alle unreinen Berührungen des eigennützigen Lebens und wenn ihr zugleich ein Scepter anvertraut wird, die Gebehrden der Scheinheiligkeit und Heuchelei wehren. Wenn sonst die Schulmeister die Finger der Kinder klopfen, mag diese Hand auf die aller Staatsschulmeister und Lebenspedanten schlagen und ihnen ein für allemal die Lust verleiden, der Welt noch heute das wurmstichige Mittelalter aufzudringen, Möge sie endlich nicht das himmlische Geschenk der Freiheit ein vergrabenes Pfund sein lassen, sondern gebe sie es dereinst der harrenden Menge, um mit dem wundersamen Hort über die ganze Erde zu wuchern und den höchsten würdigsten Freihandel: den der Gedanken zu begründen.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.